



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 128

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern

Heimatkund an Elbe und Wesermündung, e. V.

August 1960

Ein Ritzebütteler Hexen- und Zauberprozeß

Wer das Wesen und die Art der Menschen vergangener Zeiten beobachten und erkennen will, der tut, glaube ich, gut daran, sich mit den Gerichtsprotokollen der jeweiligen Zeit etwas näher und eingehender zu beschäftigen. Aus ihnen kommen uns viele volkstümliche und kulturelle Dinge entgegen, die sonst in der Überlieferung nicht schriftlich festgehalten worden sind. Die Nachrichten der Gerichtsprotokolle scheinen mir um so wertvoller, weil wir in ihnen die ungeschminkte Wahrheit und die den Tatsachen entsprechenden Verhältnisse vor uns haben. Für die hiesige Heimat-, Volks- und Familienkunde stehen in den „Judicialprotokollen des Amtes Ritzebüttel“ sehr gute und frühe diesbezügliche Quellen zur Verfügung. Sie beginnen bereits 1550 und sind bis auf einige Hinweise u. a. bei Prof. Dr. Reineke in seinem Aufsatz über die Reformation im hamburgischen Landgebiet so gut wie unausgewertet geblieben. Man wundert sich, was man in Klagsachen, Verteidigungen und Zeugenaussagen alles findet. Mit Bories von Münchhausen möchte man über unsere Vorfahren sagen: „Nein! Heilige sind es wahrlich nicht gewesen.“ Bei den in der Regel mittwochs und freitags tagenden Gerichtssitzungen ist so ziemlich alles verhandelt worden, was auch heute bei derartigen Gelegenheiten anfällt und vorkommt. Klagefälle entstehen bei Land- und Hofkäufen oder anderen Handelsgeschäften, rückständigen Abgaben oder Lohnfragen, widerrechtlichem Abfahren des Getreides vom Felde, Vertauschen von Kühen oder anderem Vieh (wahrscheinlich bei Gemeinschafts- oder Deichgrasungen), Diebstählen, Beschimpfungen z. T. nicht wiederzugebender Art, Totschlägen und vielem anderen mehr. Je tiefer man in die Judicialprotokolle eindringt, um so

mehr werden sie einem zu einem gesellschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Widerspiegel der Zeit.

In den nachstehenden Zeilen jedoch soll uns das alles nicht interessieren, sondern wir wollen aus den Judicialprotokollen einen Prozeß nacherzählen, aus dem wir eine der Schattenseiten des 16. Jahrhunderts kennenlernen, die auch in der Gegenwart noch immer wieder in Erscheinung tritt. Es handelt sich um eine Anklage wegen Hexerei und Zauberei. Es ist der bisher einzige bekannte Prozeß dieser Art aus dem Amte Ritzebüttel im 16. Jahrhundert und, wir wollen es gleich vorwegnehmen, es geht verhältnismäßig glimpflich aus.

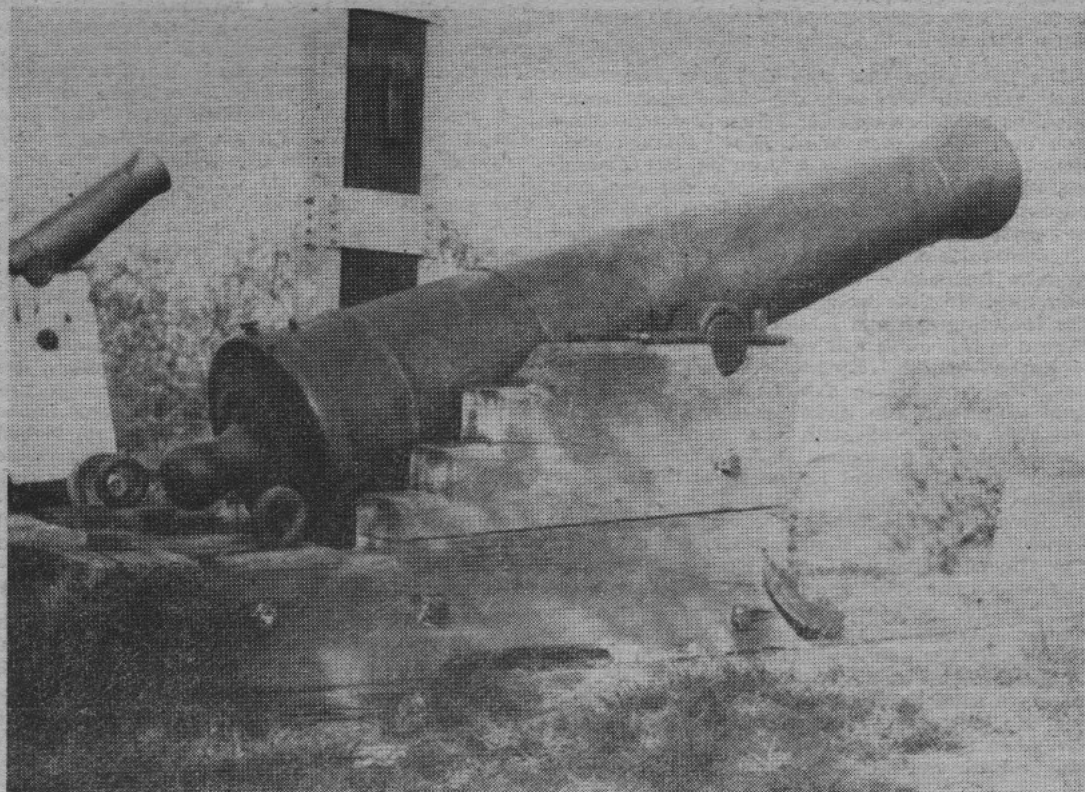
Der im Anfang des Jahres 1565 stattfindende Prozeß wurde hervorgerufen durch die Anzeige eines Conradus Gelen gegen eine Ilsabe Hulle. Sehen wir uns zuvor diese beiden Personen ein wenig näher an. Bei dem Ankläger weist schon der latinisierte Vorname Conradus auf einen wirklichen oder vorgetäuschten akademischen Beruf hin. Ebenso ist es eine besondere Sache mit seinem Nachnamen. Gelen ist ein Wahlname, ein angenommener Name. Er heißt eigentlich Meiger oder Meyer. Aus den Aussagen des Prozesses geht hervor daß Conradus Gelen alias Meiger dem ärztlichen Berufe nachgegangen ist, mehrfach rühmt er sich seiner „freien Künste“ und vor dem Gericht bedient Conradus sich einmal selber des Ausdruckes „Medicin“. In diesem Zusammenhang wirkt sein zugelegter Name „Gelen“ Aufmerksamkeit erheischend. Es erhebt sich die Frage, ob der Nachname nicht eine Verballhornung des antiken Arztnamens Galen ist. Zu beachten ist, daß um die gleiche Zeit ein Hans Meiger oder Meyer uns im Amte Ritzebüttel begegnet. Dieser war ein vielbeschäftigter und häufig bemüheter „dinkmann,

anwald“, d. h. Rechtsbeistand. Waren Conradus Gelen und Hans Meiger Brüder oder sonstwie verwandt? Zur Zeit kann es nicht mehr als eine Frage sein.

Die der Zauberei wegen verklagte Frau Ilsabe oder Elsbe Hulle (ein Familienname, der auch als Holle vorkommt) kennen wir aus einem um 1550 anhängigen Beleidigungsprozeß des Steinmarners Pastors Barteld Steding gegen eine Frau mit Namen Kal (de Kalsche). In diesem Prozeß spielt Ilsabe Hulle eine üble Rolle wegen ihrer Reden und Klatschereien bei einer „Kindelbeer“. Auch in unserem Prozeß wird sie einmal im Zusammenhang mit einer Wöchnerin genannt. War Ilsabe Hulle eine „Bademuhme“, eine Hebamme, deren gemeindliche Existenz in den reformatorischen Kirchenordnungen, so auch bei Bugenhagen, immer wieder Beachtung und Erwähnung findet?

Bevor es zu den Verhandlungen gegen Ilsabe kam, war sie bereits im Gefängnis gewesen, aber auf Treueid hin wieder freigelassen worden, nachdem sie sich verpflichtet hatte, die entstandenen Kosten und den Unterhalt zu bezahlen. Diese Kosten waren nicht gering, sie betrugen mehr als 50 Mark, wofür Ilsabe Hulle ihre Güter als Pfand hinterlegen mußte. Auch wurden dem Amtspächter Balthasar von Meißner von ihrer Verwandtschaft ausreichende Bürgen gestellt.

Diese Zeit ihres Gefängnisaufenthaltes wurde jedoch für Ilsabe Hulle indirekt nach den Anklagen des Conradus Gelen zu einer schweren Belastung. Für seine Behauptung, Ilsabe sei mit den bösen Geistern im Bunde, führte er das Verhalten der Frau des Johann Monnink an, die unter der Gewalt der von Ilsabe Hulle ausgehenden Mächte sich befunden hatte, und nun während der Gefangenschaft von Ilsabe ein völlig verändertes Benehmen zeigte. Johann Monninks Frau Katrine war während dieser Zeit frei von bösen und schlimmen Störungen, die sie sonst an den Tag gelegt hatte. Katrine zeigte „eine gute Geduld“, d. h. sie war innerlich und äußerlich zur Ruhe gekommen, ebenso gierte sie nicht mehr danach, Erde zu essen, wie sie es vorher getan hatte. Auch ihrem Manne gegenüber zeigte Katrine eine andere Haltung, ja sie bat diesen, daß er ihr doch auf jeden Fall alles vergeben möchte, was sie ihm in ihrer Krankheit angetan hatte. Indessen etwa acht Tage nach der Entlassung aus dem Gefängnis ist dann Ilsabe Hulle zu Katrin Monnink gekommen zu einer Zeit, als die letztere gerade von einem Kinde genesen war. Als Geschenk hat Ilsabe Hulle der Kindesmutter ein Stück Mettwurst mitgebracht. Ilsabe hat es der Wöchnerin überreicht mit dem Verlangen, die Wurst solle sie aufessen, ehe Ilsabe wieder fortginge. Und so geschieht es, Katrine Monnink verzehrt das Stück Mettwurst in Gegenwart Ilsabe Hulle, die beim Abschied sagt: „Katrine, wenn du krank wirst, so lass' es mich wissen.“ Und wirklich, in der Nacht darauf wird Katrine krank. Ilsabe wird ihrem Wunsche gemäß sogleich davon in Kenntnis gesetzt, aber, so bezeugt Johann Monnink vor Gericht, sie ist nicht zu der Kranken gekommen, vielmehr habe Ilsabe später ihre Verwunderung darüber ausgesprochen, daß alles so gut vorübergegangen sei. Es sei so gut nicht gedacht gewesen. Conradus Gelen betont dazu ausdrücklich, daß die „Medicin“, die Johann Monninks Frau eingegeben, der Grund der beschriebenen Krankheit gewesen sei. Denn er habe seine „freien Künste“ an der Kranken walten lassen und bei der Gelegenheit von dem Handeln der Ilsabe Hulle an Katrine Monnink erfahren, die auf dem Krankenbette selber beteuert hat, Ilsabe habe sie vergiften wollen.



Die „schwere Artillerie“ auf Neuwerk. Nahe am Turm stehen diese alten Kanonen

Nicht nur gegenüber Menschen wurde Ilsabe Hulle als gefährlich angesehen, sondern man verklagte sie außerdem, daß sie ihre Künste als Hexe und Zauberin auch bei Vieh zur Anwendung gebracht habe. Peter Greve und dessen Frau bekennen vor Gericht, daß sie großen Schaden an ihrem Vieh gelitten hätten. Um und in Peter Greves Haus ist oftmals viel Getümmel gewesen, so laut, daß man es bei nachtschlafender Zeit draußen außerhalb des Hauses gehört hat. Ohne den Tatbestand zu leugnen, steht der Mann Peter Greve dem ohne Erklärung gegenüber, aber seine Frau weiß um eine Bemerkung Ilsabe Hullen, die Ilsabe als Herrin über die bösen Geister — denn niemand anders als solche Geister können nach Meinung Peter Greves und seiner Frau das nächtliche Getöse und Lärmen verursacht haben — erscheinen läßt. Ilsabe nämlich hat zu Peter Greves Frau geäußert, fünf Jahre lang habe sie die Lärmgeister gehütet, nun aber wolle sie diese nicht mehr hüten.

Den Hauptanklagepunkt bilden jedoch die Vorkommnisse in der Familie und im Hause des Moritz Hey aus Sahlenburg, dem Ilsabe Hulle selber einmal mit bitteren Worten den Vorwurf gemacht hat, daß er Ubles gegen sie angerichtet habe. Eines Tages waren sich die beiden bei Johann Scharnsts Haus begegnet, Ilsabe Hulle bei Bernt Boch auf dem Wagen sitzend. Als Ilsabe Moritz Hey erkannte, hat sie ihn auf freier Straße angefallen und ihm zugerufen: Ja, Moritz, guter Mann, du hast mich auch auf diesen unnützen Schnack gebracht, und das muß euch Gott vergeben. Du hast mir einen „Klick“ auf mein Kleid geworfen, den wirst du mir nicht wieder abwaschen. Du hast mich „erstlickt up dat ruthe“ gebracht. Mit Scheltworten sind sie voneinander geschieden. Im Hauptverfahren gegen Ilsabe Hulle schildert Moritz Hey als Zeuge die Vorkommnisse, die sich in seinem Hause ereignet hatten. Eines Tages war sein Kind plötzlich sehr schwer erkrankt. Ein ihm bekannter Friese bringt Moritz Hey eine Frau ins Haus, weil diese fähig sein soll, dem kranken Kind zu helfen. Den Namen dieser Frau erfahren wir nicht, wir wollen sie im Folgenden einfach die Fresen-Frau nennen. Offensichtlich verfügte auch sie über geheimnisvolle Kräfte, denn sie kann „reden“, wir würden heute sagen, Krankheiten besprechen, was also wohl nicht als Zauberei empfunden wurde. Auch hellseherisch begabt scheint die Fresen-Frau gewesen zu sein, denn sie kann dem Moritz Hey sagen, wie und durch wenn sein Kind zu Schaden gekommen ist. Drei Frauen waren dem Kinde auf dem Wege vom Wohnhaus zu der kleinen Scheune gefolgt und „haben das votspor upgenamen“, die Fußspur aufgenommen. Das verfolgte Kind ist daraufhin „stracks . . . dael“, auf der Stelle niedergefallen und ist „thovorn sudt und tho passe“ gewesen. Man hat das Kind daraufhin in das Haus tragen müssen. Danach ist es gänzlich gelähmt und krank geworden. Die Fresen-Frau fügte noch hinzu, daß die drei Frauen nicht nur dem Kinde hätten schaden wollen, sondern in gleicher Weise auch dessen Vater.

Nachdem Moritz Hey nun erfahren hat, wie sein Kind zu Schaden gekommen ist, will er natürlich auch gerne wissen, wer die drei Frauen gewesen sind, die so Böses angerichtet haben. Aber die Fresen-Frau will ihm keine Namen nennen. Vielmehr antwortet sie ausweichend. Es würden des anderen Tages schon Leute kommen, die das gemacht hätten. Verständlicherweise ist Moritz Hey von einer tiefen Unruhe getrieben und so geht er am folgenden Tage zu Beke Kale, um ihr zu erzählen, daß er eine Frau bei sich im Hause habe, die seines Kindes wegen guten Rat wüßte und diesem auch helfen wolle. Moritz Hey geht zu Beke Kale, weil sie ebenfalls ein krankes Kind hat und er meint, vielleicht könne die Fresen-Frau auch dem Kinde der Beke Kale helfen. Beke greift den ihr gegebenen Hinweis auf und antwortet ihrem Besucher, daß sie in den nächsten Tagen zu ihm kommen werde, um vielleicht einen Rat für ihr krankes Kind zu erhalten.

Am verabredeten Tage ist Beke Kale im Hause des Moritz Hey erschienen, aber nicht allein. In ihrer Begleitung befindet sich Ilsabe Hulle, obwohl diese nicht weiter aufgefordert war. Als die beiden Frauen das Haus des Moritz Hey betreten, raunt die Fresen-Frau Moritz zu: „Sieh, was will das eine Weib. Ihres Gewerbes hier weiß ich nicht. Denn diese eine Frau begehrt hier keinen Rat zu suchen, sie hat ein anderes Gewerbe.“ Als Moritz Hey darauf fragt, welche Frau sie denn meine, bekommt er zur Antwort: „Dat lange dröge Wif“. Durch Hinweise gibt sie zu verstehen, daß Ilsabe Hulle die eine der drei Frauen ist, die seinem Sohne den Schaden zugefügt haben. Besonders auffällig, so erklärt Moritz dem Gericht, sei auch während des Besuches in seinem Hause Ilsabe Hullen Benehmen und Verhalten gewesen. Sie hat nichts gesprochen, legte ein verzagtes Wesen an den Tag,

jedoches Anerbieten von Essen und Trinken schlug sie aus. Alles Anzeichen eines unfreien und schuldgequälten Menschen. Obendrein erscheint ihm verdächtig, daß Ilsabe Hulle sich gerade an diesem Tage unaufgefordert der Beke Kale auf dem Weg nach Sahlenburg angeschlossen hat mit den Worten, daß sie dabei sein wolle, denn ein böser Geist triebe sie.

Moritz Hey's Aussagen werden erhärtet durch die ebenfalls als Zeugin vernommene Beke Kale, die beim Betreten des Hey'schen Hauses gehört hat, wie die Fresen-Frau sagte: „Sieh, da kommt sie“ und dabei auf Ilsabe Hulle zeigte. Als Beke Kale dann noch mit der Fresen-Frau alleine unter vier Augen gesprochen, fragte Beke, was sie mit dieser Äußerung gemeint habe, worauf die Fresen-Frau zur Antwort gegeben, daß Ilsabe Hulle das Kind des Moritz Hey „btauert“, bezaubert habe, sie habe sofort gewußt, als Ilsabe ins Haus gekommen wäre, daß diese das Kind krank gemacht habe.

Moritz Hey zeigt zwar Ilsabe Hulle nicht dem Gericht an, wohl aber erzählt er die Vorkommnisse in seinem Bekanntenkreise, so auch dem vorstehend schon genannten Peter Greve und dessen Frau, von denen es dann Conradus Gelen alias Meier gehört hatte, und Conradus strengt den Prozeß wegen Hexerei und Zauberei gegen Ilsabe Hulle an, und er verlangt gegen sie ein „peinliches“ Gerichtsverfahren, bei dem es um Leben und Tod hätte gehen können. Conradus Gelen ruft dem Gericht pathetisch zu: wenn man sie dann noch freisprechen werde, so würde er auf der Stelle bereit sein, seine Anklage mit seinem eigenen Blut zu bezahlen. Jedoch das Gericht unter dem Amtspächter Balthasar von Meinßen und den beiden Schultheißen kann sich zu einem peinlichen Halsgerichtsverfahren nicht sogleich entscheiden und meint vorerst, die beigebrachten Zeugnisse reichen doch noch nicht aus, um Ilsabe Hulle endgültig verurteilen zu können. Dräger

Was ist Schreek?

Ein sprachgeschichtlicher Ausflug zum Dohsenturm

Handelt es sich hier um eine Scherzfrage, etwa wie „Was ist Tetém?“ Der Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer erzählte 1878 in seinem Roman „Auch Einer“ eine Anekdote von einem Manne, dem plötzlich einfiel, daß er einmal etwas von „Tetém“ gehört hatte. Das erfolglose Grübeln darüber, was es zu bedeuten habe, ging ihm an die Nerven, daß er in Schwermut verfiel. Schließlich hörte er in der Kirche Gellerts Lied „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“. In der dritten Zeile sang die Gemeinde mit Inbrunst: „Der mit verhärtetem Gemüte“ mit dem Ton auf „tem“. Jetzt wußte er's; mit einem Freudenruf sprang er auf und — war geheilt. Das ganze ist eine Satire auf Melodien, deren Rhythmus nicht zu den unterlegten Worten paßt. Hat das etwas mit „Schreek“ zu tun? Man sollte es nicht glauben, aber es ist so: Auch das Wort Schreek verdankt seine Entstehung einer falschen Betonung. Es heißt eigentlich Schérek, verlor aber infolge späterer Endbetonung den Vokal der ersten Silbe und wurde zu Schreck. Kurz gesagt — damit unsere Leser nicht schwermütig werden — es ist das wurstfriesische Wort für Kirche. In dem Verzeichnis der friesischen Wörter des Landes Wursten, das der Wremer Pastor Lüder Westing im Jahre 1688 aufstellte, hat es noch die Form Schirák, um 1720 schrieb es Propst Dieterich Anton Witte in Imsum als Schreek in seine Sammlung wurstfriesischer Wörter, die in einer Handschrift auf der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen erhalten ist. Wie aber kommt Schirák zustande?

Über den Ursprung und die Bedeutung des Wortes Kirche ist sehr viel gerätselt worden. In dem Briefwechsel, den der Stader Gelehrte Dietrich von Stade ums Jahr 1690 mit gelehrten Freunden führte, taucht die Frage nach Kirche und Kirchspiel immer wieder auf. Man kann das in seiner Lebensbeschreibung, die der Lübecker Rektor von Seelen 1725 herausgab, im einzelnen nachlesen. Kirche erscheint darin allein fünfmal, Kirchspiel achtmal.

Die Deutungen sind zum Teil ganz erstaunlich und verfehlt. Da will der Theologieprofessor Muhlius in Kiel es 1692 der Zeitmode entsprechend von dem hebräischen Wort „Kor“ ableiten (man denke an die Rotte Korah 4. Mose 16). Der Generalsuperintendent Diekmann in Stade, der uns auch aus Schröders Geschichte der Stadt Lehe als Schöpfer des bremisch-verdischen Landschulwesens bekannt ist, deutet das althochdeutsche chirihha, kirihha als ge-reich (regnum) — er bedenkt nicht, daß chi, ki hier nicht Vorsilbe ist und den Ton trägt —, und der Historiograph und Bibliothekar Johann Georg Eccard in Hannover will von haruc, haruga, Karke — Kerke — Kirke — Kirche ableiten. Er zäumt also das Pferd von hinten auf, denn die Entwicklung geht umgekehrt von Kirke über Kerke zu Karke, wie etwa auch hochdeutsch Birke zu niederdeutsch Berke und Bark geworden ist. Nur einer, der „Professor Matheseos“ und Pastor an St. Stephani in Bremen Gerhard Meier, trifft in einem Brief vom 22. Januar 1696 das Richtige: es sei das griechische kyriaké (oikia), das „Haus des Herrn“. Heute ist das allgemein bekannt; man kann es in jedem etymologischen Wörterbuch nachlesen. Das Wort kam in der volksgriechischen Form kyriké im fünften Jahrhundert auf der alten Kulturstraße die Donau aufwärts und den Rhein abwärts zu uns. In Oberdeutschland nahm Kirk die Form Kirch, alemannisch Kilch an und wurde in Zusammensetzungen wie Kirmes sogar zu Kir gekürzt. Im niederdeutschen Sprachgebiet wurde das noch heute geläufige Kerk und Kark daraus.

Die richtige Etymologie des Wortes haben andere Gelehrte schon viel früher erkannt, wie z. B. der

Reichenauer Walafrid Strabo im neunten Jahrhundert. Um so mehr muß es uns verwundern, daß der Cappeler Pastor Friedrich August Renner in dem von ihm verfaßten Glossarium Friso-Saxonicum, das von ihm im Jahre 1770 der Deutsch-Bremischen Gesellschaft geschenkt wurde und heute auf der Staatsbibliothek in Bremen liegt, folgende höchst seltsame Deutung bringt:

„Koeren mit den Dresch Flegel die Spitzen von ausgedroschenen Gersten abschlagen. Koere bedeutet also in der Saechsichen Sprache eine Spitze. Daher leiten wir mit allen Rechte daß wort Kirche. Es ist bekannt genug daß die alten Sachsen ihre gespitze steine goettlich verehreten und Solcher waren ein große menge bey ihren Opferstellen. Sie wurden Khoerigen Kirigen genennet. Die Christen da Sie die oberhand behielten baueten auf Solchen Stellen ihre Gotteshäuser, und behielten die alte Benennung.“

Kehren wir zu den Friesen zurück. Sie unterwarfen die sprachlichen Importe Kirke — Kerke den Gesetzen ihrer eigenen Aussprache, vor allem der sog. Assimilation, auch Zetazismus genannt: Ein anlautendes k wird vor palatalen Vokalen zu einem Zungen-Zahnlaut, wie ihn auch das Englische in chiek und cheese, das Italienische in cento und das Schwedische in kyrka haben. Aus kirke wurde tsirke oder tschirke, und mit Brechung des i tschiurke. In den alten Rechtsurkunden Ostfrieslands wird z. B. der Pastor tsiurkhera, Kirchherr, genannt.

Nun gibt es im Friesischen genau wie im Deutschen sehr viele Dialekte. In dem alten Rechtsbuch der Rüstringer, dem „Asegabók“ (Rechtsagerbuch) aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, erscheint das Wort kerk als stherek. Hier ist hinter dem r ein neuer Vokal, ein sog. Svarabhakti-Laut, entstanden; das Wort ist zweisilbig geworden. Es ist derselbe Vorgang, der im rheinischen Dialekt aus Senf und fünf Sennel und fünnef werden läßt. Die Wurster Friesen gehörten derselben Stammesgruppe an wie die Rüstringer. Als besondere Eigentümlichkeit war bei ihnen die Neigung ausgeprägt, den Ton auf die letzte Wortsilbe zu legen, so stark, daß darüber die erste bisweilen ihren Vokal ganz einbüßte und der Vokal der Endsilbe dafür gelangt wurde. Sie machten aus filla (füllen) flá, aus kóma (kommen) kmá, aus súnú (Sohn) entwickelten sie über sunú snuh und schnuh, und entsprechend aus súmer (Sommer) schmuh. Ebenso wurde schérek zu scherék (Westing: Schirák s. o.) und schließlich zu Schreek. Letzten Endes läuft es auf eine Umstellung des r hinaus, die meist Metathesis genannt wird.

Dieser Vorgang ist durchaus nichts Ungewöhnliches. So ist z. B. aus thurh über thorough, das noch heute existiert, das englische through entstanden, und in vielen deutschen Ortsnamen finden wir -trop oder trup für -torp oder -dorp. Neben Albrecht steht noch das ältere Albert. Der Name Karls des Großen lebt gar bei den Slaven als Kral, bei den Magyaren und Türken als Királ in der Bedeutung König weiter, und das germanische gard (Garten) ist in Belgrad, Leningrad und Nowgorod — hier noch in der zweisilbigen Übergangsform — in der Bedeutung Burg das Grundwort des Namens.

Gelegentlich kann dieser Umsprung des r auch als unfreiwilliger Lapsus linguae auftreten und zu drolligen Verwechslungen führen: Kam doch im Jahre 1917 die rumänische Popentochter Alexandrina Negulescu zu mir und sagte: „Geben Sie mir Ihre Brüste!“ Ich lehnte das ab und gab ihr die Bürste, die sie leihen wollte.

Am häufigsten ist wohl die Umstellung des r in entgegengesetzter Richtung: Neben hochdeutsch

Altes und Neues von unseren Familiennamen

Wie die deutschen Personen- und Familiennamen im allgemeinen, so sind auch die unserer Heimat in zahlreichen Druckwerken und zahllosen wissenschaftlichen und volkstümlichen Aufsätzen behandelt worden. Trotzdem, — das Feld ist so groß, daß es sich immer noch lohnt, auf ihm zu ackern. Ein paar Randbemerkungen, die dem Genealogen wie dem Volkskundler von einigem Wert sein mögen, sollen hier verzeichnet werden.

Will man die Namenwelt unseres Landes an der Niederweser verstehen, muß man sich in jene Zeit zurückversetzen, als sich Marsch und Geest, Friesen und Sachse noch stärker als heute von einander abhoben. Die beiden Volksstämme, aus denen sich unsere heimische Bevölkerung zusammensetzt, unterschieden sich damals nicht nur durch ihre Vornamen — die „Börden“ auf der Geest und die einzelnen Marschlandschaften hatten zu jener Zeit ihren besonderen Bestand an Personennamen — sondern auch durch ihre Zunamen. Wir sagen „Zunamen“, denn Familiennamen im heutigen Sinne des Worts hatte am Ausgang des Mittelalters allenfalls die Geest aufzuweisen. In der friesischen Marsch galten andere Gesetze. Hier begannen sie um jene Zeit erst langsam „festzuwerden“. Hier hatten bis dahin die Dinge so gelegen, wie das heute etwa noch auf Island der Fall ist, wo der Sohn zur Unterscheidung seinem eigenen Rufnamen kurzerhand den seines Vaters anhängt.

Die Deutung dieser „Patronymika“ gehört zu den nicht ganz einfachen Aufgaben der Namenforschung, und immer wieder gibt es Überraschungen. Der einheimische Name Edebold z. B. besagt nicht — was an sich möglich wäre —: Bohles Sohn Ede, sondern ist der genetivische Vorname Edebold, der Name Mangels geht auf den aus der lateinischen Sprache stammenden Vornamen Magnus und der Name Fitter auf ein lateinisches Wort Victor zurück. Victorbur in Ostfriesland wird demgemäß 1473 „Fitterburen“ geschrieben. Aber was soll man z. B. von einem Namen wie dem wurstfriesischen Beggars oder dem Osterstader Kellers halten, dem ein Vorname Keller entspricht?

Das große Gewicht, das man ausgangs des Mittelalters noch dem Rufnamen beilegte, kommt besonders deutlich darin zum Ausdruck, daß noch zu Beginn der Neuzeit Einwohnerlisten gelegentlich nach ihnen und nicht nach den Zunamen bzw. Familiennamen geordnet wurden. Der grundbe-

sitzende Mann war eben für jedenmann ein Begriff. Auch seinen Vater kannte man. Das macht diese Art der Namengebung verständlich.

Nun gab es allerdings neben diesen Grundbesitzern auch damals schon diesen und jenen Einwohner ohne Grundbesitz — meist waren es Handwerker oder Landarbeiter mit einem Häuschen, einer Käte — vor allem solche, die aus der Fremde zugezogen waren. Sie waren, das liegt in der Natur der Sache, nur einem kleinen Kreis bekannt. Ihren Vater kannte überhaupt niemand. Aber auch sie mußten naturgemäß einen Namen haben. Er war nötig, mochte nun der Pfarrer ihre Eheschließung oder die Taufe ihrer Kinder im Kirchenbuch vermerken wollen, mochten Steuerlisten, Musterungsrollen und dergl. angelegt werden. Da man diese Leute nicht nach ihrem — ja unbekannten — Vater benennen konnte, lag es nahe, sie nach ihrer Herkunft als von Essen, von Bremen, von Soosten (Soest), von Gülich (Jülich) usw. zu bezeichnen.

Man hat die so benannten Familien wegen des beigefügten „von“ wohl „Bauernadel“ genannt. Allein diese Bezeichnung ist in mehr als einer Beziehung irreführend. Zum einen gibt es keine adeligen Bauern. Zum anderen ist das „von“ vor dem Namen von Hause aus durchaus kein Charakteristikum des Adels (man denke an die einheimischen Adelsgeschlechter Bicker, Clüver, Gerd, Grube, Kobbe, Nagel, Wittmer) und endlich führen, wie wir im vorigen gesehen haben, nicht die ansässigen Bauern, sondern die eingewanderten Handwerker und dergl. das „von“ vor dem Familiennamen.

Bei den Nachkommen der von auswärts Zugezogenen verlor das „von“ allmählich seine Bedeutung. Manchmal behielten sie es trotzdem bei. Noch häufiger ließ man es fallen und so entstanden dann Familiennamen wie Blexen, Delmenhorst, (von) Donnerschwe, Golzwarden, Seefeld, Wiefelstede, Wilshusen (d. i. Wildeshausen), die die Erinnerung an die Herkunft aus dem Oldenburgischen wachhalten, oder rechts-weserische Herkunftsnamen wie (von) Axstedt oder Axte, Beverstede, Bramstede, Büggeln, Hagen, Heißenbüttel, Höltingst, Lilienthal, (von) Lintig, Lüberstedt, Mekelst, Meyenburg, Nordholz, Nückel, Oldenbüttel, Ottersberg, Sassenholtz, Siebern oder Sievern, Wulstorf oder Wulsdorff und Zeven.

Großer Beliebtheit erfreute sich in unserer Gegend auch der noch heute zu beobachtende Brauch, dem Herkunftsort ein Mann anzuhängen und so den Namensträger als Mann aus irgend einem Ort, aus einem bestimmten Flußgebiet oder dergl. zu kennzeichnen. So stammen die Grafelmann

aus Grafel bei Selsingen, die Inselmann aus Insel, Kr. Soltau, die Lünzmann aus Lünzen daselbst, die Schleeßelmann aus Schleeßel, Kr. Rotenburg, die Trochelman aus Trochel daselbst, die Soostmann aus Soest, die Ulzmann aus Ulzen, die Wilstermann aus der Wilstermarsch, die Huntemann von der Hunte. Es kommen auch Kürzungen vor. So können die Wohltmann sich auf Wohlthöfen zurückführen. Nebeneinander kommen vor Namen wie von Liehn und Liehnemann, von Lohne und Lohnemann, von Münster und Münstermann, von der Wipper und Wippermann.

Nicht immer wurde diese Art der Namengebung innerhalb der Familie gleichmäßig gehandhabt. Es konnte vorkommen, daß einer von mehreren Brüdern sich von Seth, ein anderer Sethmann nannte. Die Familienforscher sind nicht wenig erstaunt, wenn sie in derartigen Fällen eine enge Blutsverwandtschaft zwischen Trägern scheinbar völlig verschiedener Namen feststellen müssen.

Solche Namenverschiedenheiten innerhalb einer Familie können auch andere Gründe haben. So führte die landesübliche Gewohnheit, das anlautende s wie ß oder z zu sprechen, dazu, daß sich von zwei Brüdern der eine Sierenberg, der andere Zierenberg nannte.

Neben dem Herkunftsnamen konnten nun aber noch andere Arten der Benennung neben die Patronymika treten. So lag es nahe, dem Mann, dessen Beruf im Dorf nur einmal vertreten war, nach diesem zu benennen und ihn etwa als Müller, Schmidt, Schnitger oder dergl. zu kennzeichnen. Daneben konnten auch irgendwelche persönliche Charakteristika den Namen bestimmen. Mit einer Auswahl solcher Namen aus dem niederdeutschen Sprachgebiet, die z. T. auch Berufsbezeichnungen sein können, möge unsere Betrachtung geschlossen werden. Es gehören die Namen

Brader zu niederdeutsch braden-braten, Bräuser brusen = brausen, Dantzer danßen = tanzen, Döhner döhnen = dröhnen, Döscherdöschchen = dreschen, Düker düken = tauchen, Fiedler fiedeln = geigen, Freter freten = fressen, Kiecker kieken = gucken, Klecker klacken = klicksen, Klöcker klökern = stochern, Lepper lappen = flicken, Pieper piepen = pfeifen, Plöger plögen = pflügen, Schriever schriefen = schreiben, Sliker sliken = schleichen, Slieper sliepen = schleifen, Slinker slinken = schlüpfen, Smiter smiten = schmelzen, Stöter stöten = stoßen, Straker straken = streicheln, Striker striken = streichen, Sweter sweten = schwitzen, Wöhler wöhlen = wählen, Wübbler wüppen = wippen.

Dr. B. E. Siebs

„Sennep und Dillensaett“

Aus dem Hexenprozeß in Heyerhöfen im Jahre 1607

Von dem Hexenprozeß in Heyerhöfen bei Beverstedt im Jahre 1607 sind bekanntlich alle Protokolle im Archiv des Rittergutes in Altluneberg erhalten.

Der Prozeß nahm seinen Anfang in Westerbeverstedt. Der Sohn des plötzlich verstorbenen Bauern Borchert Brockmann klagt die Wirtin des Dorfkürges, Engel von Grollen, bei dem Richter der Börde Beverstedt, Lüder Bicker, Gutsherr in Altluneberg, als Hexe an. Er hat seinem Vater auf dem Sterbebett das Versprechen gegeben, die Klage zu erheben. Borchert Brockmann hat der Wirtin von Bremen ein Faß Bier mitgebracht und bei ihr Bier getrunken. Das Getränk hat dem Bauern den Tod gebracht, Engel von Grollen muß es also verhext haben.

Sie gibt später bei dem Verhör im Gerichtshaus zu Heyerhöfen an, dem Bier „Sennep und Dillensaett“ beigemischt zu haben. Unter „Sennep“ ist höchstwahrscheinlich Senf zu verstehen. Der weiße Senf (Sinapis alba) heißt in Dänemark „Senep“, wie ich aus dem Werke des Ökonomen Hunte-mann in Wildeshausen „Die plattdeutschen Namen unserer Kulturgewächse und der wild wachsenden Pflanzenarten“ entnehme. Bei dem damaligen Einfluß Dänemarks auf die Herzogtümer Bremen und Verden wäre es nicht von der Hand zu weisen, daß der Name „Sennep“ für Senf hier gebräuchlich war.

Was ist nun unter dem „Dillensaett“ (Dillensamen) zu verstehen? Unwillkürlich denkt man wohl an die uralte Küchen- und Arzneipflanze Dill (Anethum graveolens), die schon als anethum in dem unter Ludwig dem Frommen im Jahre 795 erlassenen „Capitulare de villis“ erscheint.

Diese beiden Gewürzkräuter, Senf und Dill, würden aber niemals dem Bauern Brockmann den Tod

gebracht haben.

„Dillensaett“ muß also eine andere Bedeutung haben. „Dill“ wurde eine sehr gefährliche Giftpflanze genannt: das Binsenkraut (Hyoscyamus niger), das zu den Nachtschattengewächsen (Solana-ceen) gehört. Es diente auch zur Bereitung der „Hexensalbe“. Engel von Grollen sagt aus, sie habe zwei in ihrer Kiste in der Beylade einen Pott mit schwarzer Schmerung. Die hätte ihr der Teufel gegeben. Sie brauche sie des Donnerstags abend.“

Die Samen des Bilsenkrautes dienten auch dazu, um das (dünne) Bier berauscher zu machen. So bestimmt eine Polizeiverordnung aus Eichstätt (Mittelfranken) vom Jahre 1507, daß die Brauer bei einer Strafe von fünf Gulden keine „Bilsensamen“ und andere „den Kopf tollmachende Stücke oder Kräuter“ dem Bier zusetzen sollten. Auch das Kräuterbuch des Tabernaemontanus warnt davor, „mit Bilsensamen und anderen dergleichen schädlichen Dingen das Bier zu stärken“.

Das Bilsenkraut erzeugt ungeheuer viele Samen, die in der Apotheke zu haben waren. Ich lese in dem „Patent, wegen der Apothecker = Taxa“ aus dem Jahre 1711 (also noch aus der Schwedenzeit) Dilldillenkraut = Saame, 1 Loth 1 Silbergroschen.

Hier wird also der Ausdruck Dilldillenkraut gebraucht. Bei Professor Dr. Heinrich Marzell, Geschichte und Volkskunde der deutschen Heilpflanzen, finde ich die Namen: Dordillen Saet, Dull-dill, Dull-Dill.

Ich bin also der Meinung, daß unter „Dillensaett“ die Samen des Schwarzen Bilsenkrautes zu verstehen sind. Sie waren der Engel von Grollen bekannt, auch ihre Wirkung und waren in den Apotheken zu kaufen.

Heinrich Mahler

Brust steht niederdeutsch Borst; aus Christian wurden Kirsten, Kersten und Karsten, und im Niederländischen und Flämischen begegnet man ihr auf Schritt und Tritt. Felix Timmermans schreibt im „Pallierter“ „het verse gers“ für „das frische Gras“. Die Imsumer Friesen aber sagten laut Westing zwar Greß für Gras, versetzten jedoch in dem zugehörigen Zeitwort grasen das r nach hinten: gersinen. So erklärlich das alles für den Sprachkundigen sein mag, man ist doch erstaunt und bekommt fast einen Schreck, wenn man es zum ersten Male da stehen sieht: Schreeck — eine Kirche, weiß auf schwarz in der Fotokopie der Kopenhagener Handschrift! Zum Überfluß ist es auch noch mit dem barocken ck geschrieben, das heute noch so viele unserer Namen verbockt wie Bockel, Böckmann und Bockhorn, so daß niemand mehr darin das niederdeutsche Book = gleich Buche erkennt.

„Imbsumb“ (das ist die ehemalige Schreibweise, aber der Name bedeutet nicht, wie die Volksetymologie wissen will „Im Sumpf“, sondern ist aus Immeshem = Immos Heim entstellt) war gegen Ende des 17. Jahrhunderts dreisprachig: Noch wurde in einigen Familien friesisch gesprochen, und seit Jahrzehnten war neben und für das Niederdeutsche als Sprache des öffentlichen Verkehrs das Hochdeutsche getreten. Da konnte es vielleicht geschehen, daß am 3. Juni des Jahres 1694 das friesisch sprechende „Nann“ (Vater) Sibbern Tants zu seinem „Schnuh“ Tante Sibbern Tants sagte: „Kma hart, tlinge (heute) wel bi to Schreek hong (gehen)“, daß die beiden sich unterwegs mit „Voler“ (Vater) Hinrich Gehrken und seinem „Söhn“ Frerich, die auch „na Kark“ wollten, plattdeutsch unterhielten, und daß dann alle vier die hochdeutsche Antrittspredigt des neuen Pastor Witte aus Verden hörten — in der Bartholomäuskirche; war doch das alte 1881 abgerissene Imsumer Gotteshaus, dessen Überreste wir heute noch als „Ochsenturm“ bezeichnen, nach dem Jünger Jesu benannt, der auf Leonardo da Vincis berühmtem Abendmahlsbild sich links über die Schmalseite des Tisches beugt. Aber heute ist die alte Schreek mitsamt ihrem Schutzpatron genau so im Sumpf der Vergessenheit versunken wie draußen in der Weser das Dorf Lebstedt, das mit Weddewarden und Dingen einst „dat kerspelt to imesen“ bildete.

Dr. R. Möllencamp

Dedesdorf war früher Sitz einer Schiffsreederei

Die kleinen Ortschaften an der Unterweser hatten im vorigen Jahrhundert eine weit größere Bedeutung als heute. Als es noch keine Eisenbahnen gab, waren Wasserstraßen die besten Verkehrswege. Überall dort, wo sich günstige Anlegeplätze für Schiffe boten, entstanden blühende Umschlagshäfen. Vornehmlich die Außentiefe am Siel, sowie die Weserarme und größeren Priele dienten als Schiffsliagestellen. Alte Packhäuser und Schuppen, gemütliche Gasthäuser und Verkaufsläden sind noch heute Zeugen der damaligen Blütezeit am Siel, wo Handel und Wandel blanke Taler auf den Tisch warfen.

Auch der Dedesdorfer Hafen am rechten Weserufer hatte früher einen lebhaften Schiffsverkehr zu verzeichnen. Während heute nur noch ein Motorschiff hier beheimatet ist, waren es früher wohl 20 Kähne, die Dedesdorf als ihren Heimathafen benannten und hier Winterquartier bezogen. Aber man hat sich in Dedesdorf im Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht allein auf die Binnenschifffahrt beschränkt. Auch größere Seeschiffe befuhren von Dedesdorf aus die Weltmeere. Wer weiß heute noch, daß in Dedesdorf die Reederei Friedrich Anton Tobias ansässig war? Sie ist hier längst vergessen. Über die Entwicklung jener Reederei in der Glanzzeit der Segelschifffahrt im Unterwesergebiet möchte ich einiges berichten. Meine Angaben verdanke ich zum Teil dem letzten männlichen Nachkommen Friedrich Tobias aus Hamburg-Volksdorf, der leider im Jahre 1954 verstarb. Außerdem war es mir möglich, aus alten Akten und Registern einiges zu erforschen.

Nach dem hiesigen Pfarregister heiratete Friedrich Anton Tobias am 16. April 1836 zu Blankenburg die Haustochter Johanna Elisabeth Henriette Breithaupt. Diese Familie Tobias wurde in Landwürden sesshaft und bewirtschaftete in Oldendorf bei Dedesdorf den Hof, auf dem jetzt die Familie Knübel-Dresselhaus (vormals Honnen) wohnt, und der im Jahre 1843 mit 64 Jück Landfläche abgegeben wurde. F. A. Tobias hatte aber außer seiner

Landwirtschaft ein umfangreiches Holz-, Kohlen- und Kartoffelgeschäft. Er importierte Holz von der Ostsee, und exportierte Kartoffeln mit kleineren Seglern nach Schottland. Diese brachten als Rückfracht Kohlen wieder nach Dedesdorf.

Wie aus einem alten oldenburgischen Schiffsregister hervorgeht, hatte die Reederei F. A. Tobias in Dedesdorf folgende Schiffe: Die Galliot „Johanna“, 20 Commerz Last, Kapitän Herm. Claußen, Brake; die Bark „Union“, 175 Commerz Last, Kapitän F. Claußen, Brake; die Bark „Landwürden“, 180 Commerz Last, Kapitän E. Wragge, Brake. Bei den beiden letztgenannten großen Schiffen hatte Tobias einige Partner aus Landwürden und Brake mit aufgenommen.

Über das Schicksal der Bark „Landwürden“ habe ich etwas mehr erfahren können. Dieser stolze Dreimaster fuhr bis zum Jahre 1862 zwischen der Weser und New York, später jedoch an der chinesischen Küste, wo er verlorenging.

Im Jahre 1857 wurde das Geschäft der Reederei Tobias von Dedesdorf nach Brake verlegt, weil dort bessere Absatzmöglichkeiten bestanden. Hier erhielt das Unternehmen durch die Tatkraft seiner Inhaber einen ungeahnten Aufschwung. Vor allem entwickelte sich die Kohleneinfuhr aus England, wo Tobias günstige Beziehungen gehabt haben muß.

Nach Vollendung des Hafenbaues kamen im Jahre 1862 für die Firma Tobias im Braker Hafen an: 220 Schiffe mit Kohlen von England und Schottland, 50 Schiffe mit Holz von der Ostsee, 25 Schiffe mit Eisen, Anker und Ketten von England, 7 Schiffe mit Zement und Porzellanerde von England, 5 Schiffe mit Schiefer von England.

Durch den Eisenbahnbau Bremen—Geestemünde wurde allerdings der Kohlenimport sehr beeinträchtigt. Beim späteren Ausbau des oldenburgischen Eisenbahnnetzes hob sich jedoch das Geschäft wieder, so daß mehrere eigene Schiffe; darunter auch ein Dampfer, dauernd in Fahrt waren. Durch den Weltkrieg 1914/18 kam dann leider der

lebhaft Kohlenimport, wie alle anderen Außenhandelsbeziehungen, zum Erliegen und wurde nach Kriegsende nicht weitergeführt. Die letzten männlichen Erben sind im Kriege gefallen.

Ein bedeutendes und angesehenes Unternehmen an der Unterweser, dessen Wiege in Dedesdorf stand, und auf stolzen Schiffen den Heimatwimpel über alle Meere trug, mußte die Segel streichen.

H. Schnittger, Dedesdorf

Wahrhaft für die Ewigkeit gefügt . . .

Ich hocke auf einem Felsblock im Gras, fünf Schritt neben dem Dolmen, dem ersten, den ich in Irland gesucht und gefunden habe . . . Vor Jahrtausenden wurde hier ein König begraben oder ein mächtiger Häuptling oder wie immer man die Steinzeitgenossen nennen man. Ich begreife nicht, wie damals die Menschen, deren einfache Werkzeuge wir aus ihren Gräbern annähernd kennen, es fertiggebracht haben, das ungeheure Gewicht des oberen Blockes auf die drei unteren zu heben. Selbst für heutige Maschinen ist es nicht leicht, irgendwo auf freiem Felde auf weichem Untergrund solche Gewichte zu bewegen und in eine genau bemessene Lage zu rufen. Und ich werde mir darüber klar, wie große und tiefe Kräfte der Seele — der Ehrfurcht, der Liebe, des religiösen Schauens — in jenen Menschen der Vorzeit lebendig gewesen sein müssen, daß sie solche wahrhaft für die Ewigkeit gefügten Grabmäler errichteten.

B. E. S.

A. E. Johann in „Heimat der Regenbogen“, C. Bertelsmann Verlag 1953

Fahrten

Aus dem vielseitigen Arbeitsprogramm des Heimatbundes sind die sommerlichen Studienfahrten nicht mehr fortzudenken und erfreuen sich einer wachsenden Beliebtheit. Die letzte Fahrt führte am 7. August über Lehnstedt in den Kreis Osterholz. Höhepunkte bildeten eine ortskundliche Wanderung mit Heimatpfleger Prigge zu den Steingräbern bei Lehnstedt, der Besuch des alten Adelssitzes der v. Wersebe in Meyenburg mit einem geschichtlichen Vortrag des Besitzers H. A. v. Wersebe und eine gründliche Besichtigung von Osterholz-Scharmbeck unter der kenntnisreichen Leitung des dort tätigen Morgensterners Johann Segelken.

Zur Großgrabung Feddersen-Wierde führt eine Nachmittagsfahrt am 10. Sept. 1960. Für die Leitung hat sich Dr. Peter Schmid zur Verfügung gestellt. Fahrtkosten 3,50 DM. Abfahrtszeiten: 14.30 ab Hbf., 14.32 ab Landeszentralbank, 14.35 ab Ecke „Bürger“-Lloydstraße, 14.40 ab Pauluskirche, 14.43 Alte Kirche, 14.45 Straßenbahnhof Lehe, 14.47 ab Jägerhof, 14.57 ab Weddewarden, Kirche. Rückkehr gegen 19.30 Uhr.

Eine weitere Fahrt führt am 4. September zur Morgensternertagung in W a n n a. Diese beginnt um 9.30 Uhr mit einem Plattdeutschen Gottesdienst in der Kirche in Westerwanna, den Pastor E. Dräger, Cuxhaven, hält. 10.45 erfolgt dann die offizielle Eröffnung der Tagung durch den 1. Vorsitzenden Dr. Siebs. Um 11.15 Uhr beginnt eine Fahrt zum Großen Ahlen. Wanderung durch den Wald: Steingrab — Reiherholz — Hoher Kopf (Fernsicht) — Kronsark (zusammen ca. 1 km). Rückfahrt durch die Moorsiedlung Ahlenfalkenberg. Um 13 Uhr ist das Mittagessen angesetzt (Gedeck ca. 3,75 DM). Einen Vortrag mit Farb-Dias „Was bietet Wanna dem Heimatforscher?“ hält Hauptlehrer H. Rauhe um 14.30 Uhr. Der Gravenberg, die Schanze und Steingräber werden um 16.00 Uhr unter sachkundiger Leitung besucht. Den Abschluß bildet die für 17.15 Uhr vorgesehene gemeinsame Kaffeetafel (Gedeck ca. 1,65 DM). Rückkehr gegen 19.30 Uhr. Fahrpreis 4,50 DM. Anmeldungen für beide Fahrten sind bis zum 24. August für Feddersen Wierde, bis zum 30. August für Wanna am Fahrtenleiter Riedel, Bremerhaven-G., Weidestr. 2, Tel. 27 90 83 zu richten.

Die Fahrt nach Wanna am 4. September 1960 beginnt um 8.20 Uhr ab Hbf., 8.22 Uhr ab Landeszentralbank, 8.25 Uhr ab Ecke Bürgermeister-Smidt-Lloydstraße, 8.31 Uhr ab Pauluskirche, 8.34 Uhr ab Alte Kirche, 8.36 Uhr ab Straßenbahnhof Lehe, 8.38 Uhr ab Jägerhof, 8.43 Uhr ab Stadtgrenze. Die Dreitagefahrt des Heimatbundes führt vom 30. September bis 2. Oktober zu bemerkenswerten kunsthistorischen Stätten in das südliche Niedersachsen zwischen Weser und Leine. Genaueres darüber im nächsten Heimatblatt.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutschen Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Postkosten. Druck und Verlag Nordwestdeutscher Verlag Ditzten & Co. Bremerhaven, Hafenstraße 140. Postcheckkonto: Hamburg 13696. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Dr. Panzer, Bremerhaven-Lehe, Lange Straße 7.

Schätze des Morgensternmuseums



Das Morgensternmuseum bewahrt nicht nur Vorzeitfunde und volkskundliches Sachgut, sondern widmet sich neuerdings in stärkerem Maße auch der Stadtgeschichte und der Schifffahrt. Zum alten städtischen Kulturgut zählt die abgebildete achteckige Dose aus Zinn (einschließlich Deckelknopf 14 cm h.). Aus schwerem „Engelszinn“ gegossen und meisterlich zusammengefügt ist sie bis auf den als Pinienzapfen ausgebildeten Deckelknopf und die gewellten Eckstützen ohne Zierat. Um so aussagekräftiger ist die eingravierte Inschrift: P. T. Gevollmächtigten des Fleckens Lehe 1801.

Den „Gevollmächtigten“ kam in der alten Verfassung des früheren Fleckens Lehe eine besondere Bedeutung zu. Noch 1840 kannte man insgesamt

acht, von denen die reformierte Gemeinde fünf, die lutherische drei auf zwei bzw. vier Jahre wählen durfte. Ihre Tätigkeit umschloß Aufgaben, die sich heute auf Polizei, Gericht und Finanzamt verteilen und noch einiges mehr, wie etwa die Untersuchung des geschlachteten Viehs oder die Aufsicht über das Gewicht der Bäcker und Krämer. Auch die „Formirung des ordinären und erhöhten Tabacksgeldes“ gehörte dazu, während uns scheinen will, daß die Dose ganz dem „zivilen Gebrauch“ vorbehalten war, etwa zur Aufbewahrung des Pfeifentabaks. Welche Persönlichkeit sich hinter P. T. verbirgt, müßte die Archivforschung noch einmal enträtseln.